

Gottfried Kellers Weltanschauung : Seine Stellung zu den Idealen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche (6. Fortsetzung) [Teil 7]

Autor(en): **Akert, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **24 (1941)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-409203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gottfried Kellers Weltanschauung.

Seine Stellung zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche.

Von Ernst Akert.

(6. Fortsetzung.)

Am 4. April 1850, unmittelbar vor seiner Abreise von Heidelberg und der Uebersiedlung nach Berlin, schrieb Keller an seinen Freund Ferdinand Freiligrath nach Köln, dass er ihn auf der Durchreise besuchen werde. «Wir wollen mit Interesse in der wackern Ruine (dem Kölner Dom) herumsteigen; wenn ich mich auch um den illusorischen Inhaber (den lieben Gott) nicht viel kümmern, so leide ich doch noch genügsam an Germanomanie, um mich an dem leeren Hause zu freuen. Ich habe schon so manche schöne Schale ohne Kern begafft, dass diese auch noch hingehen mag . . . Wie ich mit dem lieben Gott stehe? Garnicht! Ludwig Feuerbach und die Konstitutionellen in Frankfurt nebst einigen groben physiologischen Kenntnissen haben mir alle luxuriösen Träume vertrieben. Die rationale Monarchie ist mir in der Religion so widerlich geworden wie in der Politik. Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden; ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz im Guten wie im Schlechten, der Alte geblieben.»

In einem Briefe an Wilhelm Baumgartner vom 27. März 1851 aus Berlin schreibt Keller:

«Sehr gefreut hat mich die Art, wie Du meinen Anschluss an Feuerbach aufgenommen hast, und ich ersehe daraus, dass Du die Sache im rechten Lichte ansiehst. Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, dass mit dem Aufgeben der sog. religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde.

«Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster und bedenklicher, er fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewusstsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte nachzuholen.»

«Es kommt nur darauf an, wie man die Sache auffasst; man kann für den sogenannten Atheismus ebenso schöne und sentimentale Reden führen, wenn dies einmal Bedürfnis ist, als für die Unsterblichkeit usf.; und diejenigen Tröpfe, welche immer von höhern Gefühlen sprachen und unter Atheismus nichts weiter als rohen Materialismus zu verstehen imstande sind, würden freilich auch als Atheisten die gleichen grob-

sinnlichen und eigensüchtigen Bengel bleiben, die sie als höhere Deisten schon sind. Ich kenne solche Herren! Indessen bin ich weit davon entfernt, intolerant zu sein und jeden, der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen kompletten Esel zu halten, wie es die Deutschen gewöhnlich tun, sobald sie über den Rubikon sind.»

«Es mag manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studiert hat und versteht, wenigstens formell, als ich und doch ein eifriger Deist ist, so wie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: Ich kann «in Gottesnamen» (!) einmal nicht an dergleichen Dinge glauben: Tot ist tot! Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zur klaren Erkenntnis kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele äussere Zustände an. Ich möchte daher auch nichts von grobem Hohne und gewaltsamer Aufdringlichkeit wissen.

«Nur für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken und ich bin fest überzeugt, dass kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschliesslich sterblicher Mensch sein will. Daher ist mir auch meine neuere Entwicklung und Feuerbach für meine dramatischen Pläne und Hoffnungen weit wichtiger geworden als für alle übrigen Beziehungen, weil ich deutlich fühle, dass ich die Menschenatur nun tiefer zu durchdringen und zu erfassen befähigt bin. Jedes dramatische Gedicht wird umso reiner und konsequenter sein, als nun der letzte Deus ex machina verbannt ist, und das abgebrauchte Tragische wird durch den wirklichen und vollendeten Tod einen neuen Lebenskeim gewinnen . . .»

«Dr. Escher schrieb mir, er wolle diese Produkte (den Grünen Heinrich und den Gedichtband), wenn ich sie geschickt hätte, den Behörden vorlegen. Ich weiss aber nicht, welchen Eindruck dieselben machen werden, da meine Feuerbachischen «Muggen» deutlich daran herumschwirren, obgleich durchaus anständig und gemessen. Ich befürchte fast, es könnten von übelwollender Seite etwa spöttische Vorwürfe laut werden, dass man ein solches Kräutlein gepflegt und genährt habe. Schreibe mir doch Deine Ansicht darüber, ohne indessen einstweilen davon zu sprechen.»

Im Juli 1852 schrieb Keller an Wilhelm Baumgartner: «Es tut mir leid, dass der Text meines Helvetialiedes . . . (O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so innig feurig lieb ich dich) ein bischen einfältlich und kindlich ist, womit

«Aber erst, wenn ich das Geld für die Kränze habe, von denen Sie phantasieren!»

«Meinetwegen. Sagen Sie, Caballero, gibt es noch andere Blumenhändler in Baza?»

«Die andern hätten nicht so lange Geduld mit Ihnen. Es gibt noch welche, aber bloss unbedeutende Konkurrenten. Das tonangebende Geschäft führe ich.»

«Darum also verkaufen Sie nichts! — Noch eins aber, Don Eusebio, wie wäre es beispielsweise mit einem kleinen Vorschuss?»

Der Dicke hatte nichts anderes erwartet. Das war auch das einzige, was er Don Julio glaubte. Alle andere Aufschneiderei war blos der Auftakt für eine getarnte Bettelei.

«Scheren Sie sich zum Teufel!», fuhr er ihn an.

«Eine Peseta pro Kranz; gilt!»

Und Julio Portolés trabte halb verdrossen, halb siegesbewusst, zur Calle Nueva hinüber, wo Don Isidro wohnen sollte, schöpfte draussen tief Atem, schaute nochmals an sich hinunter ob er auch genügend zerlumpt aussehe, und liess sich dann bei der Witwe Montal melden.

Natürlich versuchte ihn der dienstbare Geist mit einem Almosen abzuspeisen. Aber er stellte sich gekränkt. Er sei kein Bettler. Er müsse Dona Elvira persönlich in einer sehr, sehr wichtigen Angelegenheit sprechen.

Es ging eine Weile, bis er vorgelassen wurde. Und dann pflanzte er sich auf vor der Witwe, deren Gehaben nicht auf über-

mässige Trauer schliessen liess, nahm eine todunglückliche Miene an, und sprach mit wundervoll gespielter Ergriffenheit:

«Dona Elvira, Sie werden sich wundern, was ein Mann mit derart heruntergekommenem Aussehen bei Ihnen sucht, aber weil ich weiss, dass Sie einen Menschen nicht nach seinem Aeussern beurteilen, finde ich den Mut, in diesem unwürdigen Zustand Ihr Haus zu betreten. Ich bin Julio Portolés, ein alter Freund Ihres ach, so früh verstorbenen Mannes. Wir haben seinerzeit miteinander an der Universität Alicante studiert, wir waren unzertrennlich, und auch seitdem ich ihn aus den Augen verloren habe, denke ich ununterbrochen an die schöne Zeit unserer gemeinsamen Studienjahre zurück. Soll ich Ihnen sagen, welch einen Schlag es für mich bedeutete, von seinem plötzlichen Hinscheid zu vernehmen? Ich kann es nicht, ich bin zu fassungslos, es kam zu unerwartet; . . . mein armer, armer Isidro, warum war es nicht mir vergönnt, an deiner Stelle zu sterben!»

Es war äusserst rührend. Umsomehr, als Julio in einem günstigen Augenblick den Zeigefinger an die Zunge führen konnte, und damit sein Auge netzen. Wahrhaftig, die schönste Glycerinträne schien Pfuschwerk gegen diese überzeugende Feuchtigkeit!

Nun wusste Dona Elvira erstens ganz genau, dass es in Alicante keine Universität gibt, dass, wenn es noch eine gäbe, der zerlumpte Kerl vor ihr nie dort studiert hätte, umsomehr als er zwanzig Jahre jünger sein mochte als ihr verstorbener Gatte, und zweitens war sie vollständig im Bilde, dass diese Freundschaft eine Erfindung Don Julios sei, um auf anständige Art zu etwas Geld zu

er auch jene mit seiner neuen 1849 gewonnenen Weltanschauung nicht mehr harmonisierende Schlußstrophe meinte: «Beten will ich dann zu Gott dem Herrn: Lasse strahlen deinen schönsten Stern nieder auf mein irdisch Vaterland».

In einem andern Briefe sagt Keller: «Es wurde mir alles glühender und sinnlicher». Das färbte mächtig ab auf sein künftiges Schaffen. Das Feuerbach-Erlebnis war ihm zur Wende in seinem Denken und Fühlen, in seiner Weltanschauung geworden.

Gottfried Keller ist damit Atheist und Materialist geworden und von seinem 30. Lebensjahre bis an sein Ende Atheist und Materialist geblieben.

Er huldigte dem Atheismus im Sinne Feuerbachs. Der unbegriff der Moral war ihm die Verantwortlichkeit für sein und der andern Schicksal. Der Mensch hat in diesem Daseitsleben seine Pflicht als Glied des Ganzen zu tun.

Das ist denn auch das Ziel von Kellers Wirken und Dichten geworden und geblieben.

Wie schön, wie einfach, schlicht und edel kommt seine Weltanschauung nun zur Darstellung in seinem schönen Gedichte:

Ich hab' in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh' ich, dass ich wohlgetan.
Ich habe neu das Herz umkränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Er rinnt mir kühlend durch die Hand.
Ich schau hinauf zum blauen Dome
Und such' ein besseres Vaterland.

Nun erst versteh ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruss.
Ich weiss, wie hell die Flamme glühet,
Dass ich gleich dir vergehen muss.

Oder das andere Lied aus dem Abschnitte «Sonnwende und Entsagen»:

Die Zeit geht nicht, sie stehet still
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist ein Karawanserei,
Wir sind die Pilger drin.

kommen. Sie hätte ihm also etwas in die Hand drücken können und ihn hinauswerfen, andererseits aber reizte es sie zu wissen, was der Kerl mit seinem plumpen Anbiederungsversuch denn eigentlich bezwecke. Ein Bruchteil seiner Lügen hätte doch vollständig genügt, um sie ins Bild zu versetzen. Der Bettler log die Sache so faustdick herunter, dass er doch zum vornehmerein genau wissen musste, wie das Märchen von der Gegenseite aufgenommen würde.

Nun ja, sie liess ihm eine nahrhafte Suppe aufstellen, opferte ihm auch die Ueberreste des heutigen Mittagmahls, und setzte sich zu ihm, begierig, die Fortsetzung des Romans zu erfahren.

Nachdem Don Julio seine erste seelische Erschütterung heruntergegessen und getrunken hatte, wurde er gesprächiger.

«Heute früh bin ich in Granada von der Nachricht überfallen worden. Sie kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sie ahnen wohl kaum, Dona Elvira, wie wir aneinander gehangen haben, Narcisso und ich; wir . . .»

«Isidro», verbesserte Dona Montull.

«Ganz richtig, Isidro, mein Freund Isidro. Man kann sich einmal verplappern. Wir haben uns geschworen, damals, als wir auseinander gingen, dass keiner den andern im Stiche lassen würde, möge geschehen was wolle, und ich, ich halte mein Wort. Meine letzten zehn Pesetas habe ich zusammengeklaut, um hierher fahren zu können und meinem Freund die letzte Ehre zu erweisen. Julio, hat er oftmals zu mir gesagt, Julio, wenn einer von uns sterben sollte, was Gott verhüten möge, dann sei es des andern Ehrenpflicht,

Ein Etwas, form- und farbenlos,
Das nur Gestalt gewinnt,
Wo ihr drin auf und nieder taucht,
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Morgenlichts;
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Es ist ein weisses Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, dass ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

Oder ein paar Verse aus dem «Fahrenden Schüler»:

Fliehe nicht, du holde Maid,
Wenn wir dir vorüber kommen,
Leute, denen aus Wanderleid
Ist ein guter Stern entglommen.

Sind gebräunt in Wetter und Wind
Und gereift an heissen Sonnen;
Ueber unsere Wangen sind
Ein paar Tränen schon geronnen.

Treten jetzo fester einher,
Fühlen unter uns die Erde.
Nicht vom eitlen Hoffen schwer,
Noch verzagend vor Gefährde.

Atmen froh das Morgenweh'n,
Wenn wir durch die Lande schweifen;
Glauben nichts, als was wir seh'n
Und mit unsern Sinnen greifen.

Halten nichts auf hohlen Dunst,
Mögen nichts auf Worte geben;
Doch verstehen wir die Kunst,
Wie wir denken auch zu leben.

das Freundesgrab mit einem grünen Kranz der Liebe zu schmücken. Und ich weiss, dass er es gehalten hätte, mein Freund Isidro!

«Ach ja!» stöhnte Señora Montull, und wusste immer noch nicht, wo der Studienfreund eigentlich hinauswollte.

Der stärkte sich mit einem ergiebigen Schluck: «Und darum bricht es mir das Herz, dass ich nicht in der Lage bin, mein Wort zu halten. Sie sehen es mir an: ich bin so arm, dass mir auch der bescheidenste Kranz unerschwinglich bleibt; mangels Mitteln kann ich auch nicht das kleinste Blümchen an seinem Sarg niederlegen, und das ist mein tiefstes Elend.

Dabei brach sein Herz hörbar.

Dona Elvira begann irgendwie Morgenluft zu wittern. Der Kerl da musste ganz fabelhaft auf dem Laufenden sein. Das war ja auch ihr grösstes uneingestandenes Aergernis, dass bei der feudalen Beredigung, die ihrem Gatten bevorstand, die Leute von Baza sich so offenkundig abseits hielten, und dass es auffallen würde, wenn die Masse Volk sich nicht irgendwie beteiligte, wäre es auch nur durch magern Blumenschmuck. Es konnte ihr also nur daran gelegen sein, die Anteilnahme des Volkes zu fördern, und das war es ja mit andern Worten, was der abgebrannte Caballero offensichtlich zu unternehmen sich verpflichten wollte.

Bloss durfte man ihn das nicht merken lassen. ich doch dem Verstorbenen schuldig, dass ich keinen seiner Studien-genossen verzweifeln lasse; Sie hätten umgekehrt ja sicherlich auch alles für ihn hergegeben.»

Schluss folgt.

Reaktion hat noch nie eine verzweifelte Lage gerettet.

Frank Thiess.

Scheiden leicht von jedem Traum,
Der sich nicht mit Wahrheit paarte;
Doch hegt unser Busen Raum
Für das Starke wie das Zarte.

Oder endlich aus einem andern Liede des Abschnittes
«Sonnwende und Entsagen»:

Flackre ew'ges Licht im Tal,
Friedlich vor dem Frohnaltare;
Auch dein Küster liegt einmal,
Der das Oel hat, auf der Bahre.

Rausche fort, du tiefer Fluss!
Dein Gesang wird fortbestehen.
Aber jede Welle muss
Endlich doch im Meer vergehen.

Aus des Aethers dunklem Raum
Perlen leuchten, goldne Sonnen
Kommen, schwinden wie ein Traum,
Doch gefüllt bleibt stets der Bronnen.

Und nur du, mein armes Herz,
Du allein willst ewig schlagen?
Deine Lust und deinen Schmerz
Endlos durch die Himmel tragen?

Wie der Staub im Sonnenstrahle,
Wallt's vorüber, Kern und Schale.
Ewig ist, begreifst es du?
Sehnend Herz, nur deine Ruh'!

Die Berlinerjahre.

März 1850 — November 1855.

Die Zürcher Regierung hatte den guten Gedanken, Keller noch eine zweite Zuwendung, ein Stipendium von Fr. 1000.—, im Oktober 1849 zu bewilligen, Mit dessen Rest Keller im März 1850 sich nach Berlin begab. Ein drittes folgte im März 1851 im Betrage von Fr. 500.—. Aus dem einen Jahre, das er in Berlin zuzubringen gedachte, wurden beinahe 6 Jahre, eine Zeit der Reife in weltanschaulicher wie in künstlerischer Beziehung, eine Zeit der seelischen Anfechtungen, der Not und des Durchhaltens. Zwar brachten diese Jahre Keller seine geträumte Reife als Dramatiker nicht, dafür aber seine Reife als Erzähler. Unter Tränen schrieb er den Grünen Heinrich zu Ende. Es entstanden die Neuern Gedichte, die Leute von Seldwyla, die Galathea-Novellen und die Gotthelf-Aufsätze.

Die Mutter schrieb ihm oft, er möchte doch heimkommen, er könne ja seine Dramen und Erzählungen auch zu Hause schreiben, wo er bei Mutter und Schwester Wohnung und Unterhalt gehabt hätte.

Gottfried schrieb aber der Mutter am 24. Dezember 1853 zurück: «Ehe ich heimkomme, müssen meine Sachen heraus und mein Zweck wegen des Theaters in Berlin erreicht werden, damit ich gegenüber der Regierung, die auch dafür verantwortlich ist, etwas getan habe. Ich will überhaupt mit gutem Ansehen nach Hause kommen und als ein selbständiger Mann in jeder Hinsicht.» Als er sich entschloss, im November 1855 heimzukehren, war er aber mit Schulden überhäuft, sodass er doch die Hilfe der Mutter ansuchen musste, die ihm dann 1000 Gulden schickte. Das Verhältnis zur Mutter geht wohl am besten aus dem Gedichte hervor, das am 28. Dezember 1851 entstand, während er der Mutter schreiben wollte, es aber nicht zustande brachte, in einem Zustande seelischer Bedrücktheit und körperlicher Krankheit, die ihn fast 3 Monate plagte:

Ich schmieße Verse, schreibe Bücher,
Ich schreibe wochen-, mondenlang,
Lass Helden grosse Worte sprechen,
Stets gibt die Schelle ihren Klang.
Ich schreibe an gelehrte Freunde,
An zier- und geistbegabte Frau'n,
An lebensfrohe Witzgenossen,
Weiss alle leichtlich zu erbau'n.
Nur wenn ich an die ungelehrte
Und arme Mutter schreiben will,
Steht meiner Torheit fert'ge Feder
Auf dem Papiere zagend still.
Da gilt es erstlich gross zu schreiben,
Und deutlich für das Mutterauge,
Dass für das alternd tränenblöde,
Des Söhnleins Schrift zum Lesen taue.
Und dann — o welche schmerzsvolle
Und schwere Kunst! — das Wort zu wählen
Das schlichte Wort, das Hoffnung spendet
Und wahr ist mitten im Verbebben.
O wie gesteh' ich all mein Fehlen
Und töte ihren Glauben nicht?
Soll ich voll List den Trotz'gen spielen,
Zu locken ihre Zuversicht?
Brech' ich die alte, schlichte Weise
Und nehme heisses Schmeichelwort,
Das ich so gerne spräche? Aber
Scheucht dies nicht ihr Vertrauen fort?
Schreib' ich in glänzenden Gedanken
In reicher Hoffnung Lenzgefühl?
Wähl' ich der Demut enge Schranken?
O immer bleibt's ein trüglich Spiel!
Lass ich sie trüglich Wohlstand ahnen,
Um ihrem Herzen wohlzutun?
Tu ich das Gegenteil, damit sie
Nicht meinem (Herzen) müsse unrecht tun?
Mich hat die Welt so oft betrogen,
So oft trog ich mein Mütterlein!
Die Welt gebiert stets neue Formeln
Mir aber fällt bald nichts mehr ein.
Hemmt euren Lauf, geschwätz'ge Reime,
Die ihr mich meiner Pflicht entzieht! —
Bald lern' ich nun gefühlvoll dichten.
In Tränen schrieb' ich dieses Lied.

Als Gottfried Keller im November 1855 wieder in Zürich erschien, war er ein anderer, als da er ausgezogen war, und auch Zürich und seine einstigen Freunde waren für ihn anders geworden, Baumgartner, der Komponist seines «O mein Heimatland» ausgenommen, dessen geistesverwandte Freundschaft in alter Innigkeit wieder aufblühte.

Auch Freund Schulz war der alte geblieben, aber im schlimmen Sinne. Gegen den Darwinianer Karl Vogt hatte Schulz seine Kampfschriften «Köhlerglaube und Wissenschaft» und «Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und des Unglaubens» geschrieben, die Gottfr. Keller, der ja mit wehenden Fahnen ins Lager der Atheisten und Materialisten übergegangen war, gegen ihn aufbrachten, «was zu einem saugroben Auftritt zwischen den einstigen Freunden führte», zu einigen Wochen des Schmollens und zu einer leidlichen Wiederversöhnung ohne jede Konzession von seiten Kellers. Seiner gefestigten Diesseits-Weltanschauung entsprechend ist der Ausdruck seines Bekenntnisses *in der Poesie* dagegen abgeklärt, ruhig, voll freudiger Gewiss-

heit und «der Angriff ist künstlerisch objektiviert zur fein humoristischen Idylle der Wochenpredigt» *).

«Das Pfäffchen malt dem Häufchen müder, lebenssatter Greise und alter Mütterchen, die bloss noch recht gründlich ruhen und schlafen möchten, aus, wie nach dem Tode, drüben in der Ewigkeit mit ihren Millionen Jahren die Arbeit von neuem beginne. Das Pfäfflein selber kann dabei den Ablauf der drei armen Stunden, die es noch von seinem herrlichen Abendschmause trennen, kaum erwarten und sinkt bis dahin in einen süßen Schlummer.

O Pfäfflein, liebes Pfäfflein, sag,
Ist dir zu lang der eine Tag,
Was willst du aus all den Siebensachen,
Den Millionen Sternen und Jahren machen?»

Keller als freier Schriftsteller in Zürich.

(1855—1861)

Die sechs Jahre von Kellers Leben zwischen seiner Rückkehr aus Berlin und seiner Wahl zum Staatsschreiber des Kantons Zürich, während welcher er als freier Schriftsteller in Zürich lebte, waren recht mager an literarischen Ergebnissen. Das «Fähnlein der sieben Aufrechten» und «Der Apotheker von Chamonix» waren neben den Festgedichten die einzigen Werke dieser Periode.

Aus dem Fähnlein der sieben Aufrechten mag die Charakterisierung der Helden der Novelle zeigen wie Keller diese Patrioten und radikalen Demokraten idealisierte, ihnen seine eigenen Charakterzüge lieh. Er lässt den jungen Karl Hediger in seiner Festrede sagen «Schaut sie an, diese alten Sünder! Sämtlich stehen sie nicht im Geruche besonderer Heiligkeit. Spärlich sieht man einen von ihnen in der Kirche! Auf geistliche Dinge sind sie nicht wohl zu sprechen. Aber ich kann euch, liebe Eidgenossen, etwas Seltsames anvertrauen: so oft das Vaterland in Gefahr ist, fangen sie ganz sachte an, an Gott zu glauben; erst jeder leis für sich, dann immer lauter, bis sich einer dem andern verrät und sie dann eine wunderliche Theologie treiben, deren erster und einziger Grundsatz lautet: «Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!»

Und wie er das liebe Vaterländchen preist «mit den tausend guten Dingen drinn . . ., was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache, welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welches Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterland! . . . Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft».

Es ist klar, dass der Gott, der uns das Vaterland erhalten soll, kein anderer als der vorher genannte, der uns hilft, wenn wir uns selber helfen!

Ganz ähnlich lautet es im «Apotheker von Chamonix» (II. Teil, VI).

Heine: «Guter Freund! Könnt ihr mir sagen,
Ist der liebe Gott zu finden
In der Gegend, wo ihr herkommt?
Also fragt ihn Meister Heine.

Börne: Jener drauf erwidert freundlich:
Wer ein Mann ist, hilft sich selber.»

Und andernorts (II. Teil, I am Schluss):
«Denn des Schweigens frohe Schule
Ist das Grab, und Christ und Heide,
Pfaff und Hanswurst, alle Schreier
Lernen schweigen in der Erde.»

Wie schon angedeutet, war die dichterische Produktion der 6 Jahre von 1855—1861 recht mager ausgefallen. Keller war wieder in eine Periode der Stagnation geraten. Er fühlte

selbst den Mangel eines Amtes oder einer bestimmten bindenden und sicherstellenden Tätigkeit, welche dem poetischen Schaffen eine ruhige Grundlage gäbe. Die gänzliche Freiheit, sagte er, sei auf die Dauer nicht erquicklich. Wie 1847 war er einer beschaulichen, müssiggängerischen Lebensweise verfallen, aus der ihn die Wahl zum Staatsschreiber heilsam herausriss. Die Wahl gab in der Presse viel zu reden, war er doch tüchtigen und erfahrenen Männern von juristischer Bildung vorgezogen, allerdings nur mit 5 gegen 3 Stimmen vom Regierungsrat gewählt worden.

Keller als Staatsschreiber.

(1861—1876)

Die Wahl Kellers zum Staatsschreiber hatte bei den Radikalen Beifall, bei den Konservativen dagegen Befremden und Protest ausgelöst. Der Landbote, das Organ der Demokraten unter Salomon Bleuler, triumphtierte über die angeblich prinzipielle Bedeutung der Wahl als eines Zugeständnisses an die Opposition, was sie wohl nicht war. Die Neue Zürcher Zeitung, etwas verschnupft, verhielt sich zurückhaltend. Der Berner Bund, dessen gelegentlicher Korrespondent Keller seit einiger Zeit war, sprach voll aufrichtiger Freude: «Die Wahl erklärt sich aus den einfachsten und nobelsten Motiven. Man wollte einem vaterländischen Schriftsteller, dessen Werke dauernden Wert haben, eine wohlverdiente Anerkennung bieten . . . Wir gratulieren dem Kanton Zürich zu der vortrefflichen Wahl, denn wir sind überzeugt, wie der Gewählte durch seine poetischen Schöpfungen der ganzen Schweiz Ehre machte, so wird er auch auf dem neuen Gebiete durch Talent und politischen Charakter sehr Tüchtigen leisten.»

Die Konservativen Zeitungen spotteten über den «Geniestreich» der Regierung. Die Zürcher Freitagszeitung meinte, es sei allgemein bekannt, dass Herr Keller bis vor kurzer Zeit sich weder mit Politik im allgemeinen, noch viel weniger mit den Details der Administration vertraut gemacht habe und kein Mensch habe bei ihm die Befähigung dazu auch nur von ferne vermutet. Es habe ihn allerdings seit einiger Zeit das Bedürfnis angewandelt, als Korrespondent verschiedener Blätter mit mehr Wind und Federgewandtheit als mit Sachkenntnis und unter ernstem Studium die politischen Zustände im Kanton Zürich als mécontent der jungen liberalen Schule zu kritisieren und zu verhöhnen.

Das Amt verlangte einen ganzen Mann und ein vollgerütteltes Mass von Arbeit nahm den Inhaber so vollständig in Anspruch, dass in den folgenden Jahren sowohl seine dichterische Produktion wie auch seine Korrespondenz zu kurz kamen.

Keller ging mit grossem Eifer und mit Geschick an seine Amtstätigkeit heran, war ein Muster von Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, sodass die Freitagszeitung schon fünf Wochen nach seinem Amtsantritte am 1. November 1861 schrieb: «Die Ehrenhaftigkeit verlangt von uns, dass wir es öffentlich aussprechen, dass die allgemeine Meinung sich in Gottfried Keller gar gewaltig getäuscht hat; nach allem, was man hört, ist er jetzt schon seinem Posten ordentlich gewachsen und wenn er so fortfährt, dürfte aus ihm noch einer der tüchtigsten Staatsschreiber werden, den Zürich je besessen hat. «Auch der eidgenössische Kanzler Schiess, ein gestrenger Beamter, pfl egte ihn den besten und zuverlässigsten Staatsschreiber der Schweiz zu nennen» *).

So erlebte die alternde Mutter noch die Freude, ihren Sohn auch äusserlich geachtet und geehrt zu sehen.

Als Staatsschreiber hatte Keller auch mehrere Male die üblichen Bettagsmandate zu schreiben, die als Aufrufe der Regierung an das Volk jeweils von den Pfarrern nach dem Gottesdienste von der Kanzel aus verlesen wurden.

*) E. Ermatinger, «Gottfried Kellers Leben», 1915, pag. 258.

*) Zitiert nach Max Kriesi.

In seinem ersten Bettagsmandat, demjenigen von 1862, das die Regierung aber nicht genehmigte, finden sich Wendungen, die nicht anders, denn als konventionelle Phrasen, als zum Charakter dieser Mandate gehörende halbgeistliche Froskeln zu taxieren sind, wie wenn der Atheist Keller schreibt: «Festtage unserer Kirche», «in den Augen des höchsten Richters», «vor dem Herrn aller Völker», «dem Unendlichen, dem Ewigen und Unbestechlichen», etc. «Unsere Kirche wird allmählich aber sicher, in jener Reinigung von der Willkür menschlichen Wähnens und Streitens und in jenem frischen und liebevollen Anfassen der Welt fortschreiten, welche ihr endlich wieder die allgemeine Macht über die Gemüter verleihen und sie vor drohender Zersplitterung bewahren werden», oder wenn unser Atheist ferner schreibt: «Gemäss der Bitte jenes reinen und unvergänglichen Gebetes: ‚Gib uns heute unser täglich Brot‘, haben noch alle Mandate das Land zum Dank für das Gegebene, für den Segen des Jahres und zu Geduld und Vertrauen in Zeiten der Sorge und des Mangels aufgefordert», so ist dies nichts anderes als pflichtgemässes Abfassen eines amtlichen Schriftstückes, das von ihm in diesen Ausdrücken verlangt wurde. Die Persönlichkeit musste hinter der Sache zurücktreten.

Das kommt in folgender Stelle deutlich zum Ausdruck: «Als die Eidgenossen diesen Tag einsetzten, taten sie es wohl nicht in der Meinung, einen Gott anzurufen, der sie vor andern Völkern begünstigen, und in Recht und Unrecht, in Weisheit und Torheit beschützen solle» etc. und namentlich in den folgenden Schlussworten*) des Mandates: «Möge aber auch der nicht kirchlich gesinnte Bürger im Gebrauche seiner Gewissensfreiheit nicht in unruhiger Zerstreuung diesen Tag durchleben, sondern mit stiller Sammlung dem Vaterlande seine Achtung beweisen.»

Während seiner Amtszeit hatte Keller immerhin an den übrigen schon in Berlin entworfenen «Sieben Legenden» und am zweiten Band der «Leute von Seldwyla» gearbeitet. Durch seine Stellung gewann er eine Fülle von Beobachtungen, die er später im «Martin Salander» verwertete; aber im ganzen, sagt Adolf Frey in seinen Erinnerungen, verlor Keller doch diejenigen fünfzehn Jahre des Lebens, die man wohl als die kräftigsten und jeglichem Schaffen förderlichsten anzusehen gewohnt ist.

Die letzten Zürcherjahre. (1876—1890)

Fünfzehn Jahre hatte Keller sein Amt ausgeübt, dann trat er aus eigenem Antrieb 1876 zurück, um sich wieder ganz der Dichtkunst zuzuwenden, der Ausführung der vielen Pläne, die ihm noch vorschwebten.

Noch 14 Jahre waren ihm vom Schicksal vergönnt, die er mit reichem Schaffen ausfüllte.

Da erschienen «die sieben Legenden», die nach dem Urteile Ermatingers eines der grössten Wunderwerke der deutschen Literatur sind, der zweite Teil der «Leute von Seldwyla», die «Zürcher Novellen», die Neubearbeitung des «Grünen Heinrich», das «Sinngedicht», nach Köster der kunstvollste Novellenzyklus der Weltliteratur, der Altersroman «Martin Salander», sowie eine Menge Gedichte.

Aus dieser Zeit mag eine Anekdote erwähnt werden, die über das Kellersche Lied «O mein Heimatland» handelt und zeigt, die der 64-jährige Gottfried Keller über sein Gedicht urteilte und wie er als gereifter Dichter und Mensch dachte:

Im Herbst 1883 fand in Zürich die 50. Stiftungsfeier der Universität statt, zu der der 64-jährige Gottfried Keller eine Kantate schrieb, die von Friedrich Hegar vertont wurde. Hegar nahm auch das Lied «O mein Heimatland» in diese Kantate hinein, was Keller aber unangenehm war. In einem Briefe an Marie Melos, die Schwägerin Freiligraths, vom 7. Oktober 1883 entschuldigte sich Keller mit den Worten:

*) Zitiert nach Max Kriesi.

«Das fromme Lied auf der letzten Seite existiert schon lange und wurde ohne mein Wissen eingeschaltet. Das Ganze erschien dann in der Berliner protestantischen Kirchenzeitung mit Belobigung, sodass ich nun dafür sorgen muss, dass ich nicht am Ende noch in einen kirchlichen Geruch komme. Am Fest kamen die Theologen schon, mir die Hand zu drücken; da ich aber in der andern ein Glas Rheinwein hielt, so liess ich es hingehen, um jenen nicht zu verschütten.»

Sieht man ab von der rein ästhetischen Wertung von Kellers Werken, so muss man sicherlich übereinstimmen mit Max Hochdorf*); wenn er sagt, «diese massiven Bemühungen des Jungen und des Greises, die standhafte und ausdauernde Untertänigkeit vor dem Wirklichen, diesen Jagdeifer nach dem irdisch Fassbaren, diese Enthaltbarkeit von allem Ueberirdischen (wie es ganz besonders im Grünen Heinrich zum Ausdruck gelangt), das ist alles, wenn man es wägt, gewichtiger als die Märchenlaunen, die Legendenstimmungen, die Lustfahrten durch Traumland und die Phantastereien, die nicht im Gelände des Vernünftigen anzusiedeln sind.» Max Hochdorf erwähnt zwar in seiner schönen Arbeit «Zum geistigen Bilde Gottfried Kellers» die Entwicklung der Weltanschauung des Grünen Heinrichs nur nebenbei, aber diese Darstellung von Kellers Weltanschauung gehört nach ihm zum Wichtigsten in seinem Hauptwerke, dem Grünen Heinrich.

Auf der Neubearbeitung des Grünen Heinrich, die Gottfried Keller in seiner letzten Lebensperiode vornahm, sei noch erwähnt, wie Keller seine Bekehrung zum Atheisten darstellt, die er an den Schluss des Romans stellt, in die Zeit der Rückkehr aus München nach Zürich. Der 24-jährige Grüne Heinrich wandert mittellos und hungrig zu Fuss von München in die Heimat. Unterwegs kommt er durchnäst zufällig in ein Grafenschloss, wo er als der Maler der Bilder erkannt wird, die der Graf bei dem Trödler in München erworben hatte, bei dem der grüne Heinrich sie in seiner Not verkaufte. Der Graf ist Anhänger und Förderer des Philosophen Feuerbach und seiner Weltanschauung und seine Adoptivtochter und Nichte Dortchen Schönfund, ohne philosophische Studien und besondere Lebenserfahrungen, einfach aus natürlicher Veranlagung und unverbildetem Sinne, ist ungläubig. Der Grüne Heinrich verliebt sich in Dortchen und merkt nicht, dass auch dieses bis über die Ohren in ihn verliebt ist.

«Die Vergänglichkeit und Unwiderbringlichkeit des Lebens, durch Dorotheens Augen gesehen, liess mir die Welt bald ebenso in einem stärkern und tiefern Glanze erscheinen», erzählt der Grüne Heinrich, «wie es bei ihr der Fall war, ein sehnsüchtiges Glücksgefühl durchschauerte mich, wen ich mir nur die Möglichkeit dachte, für das kurze Leben mit ihr in dieser schönen Welt zusammen zu sein. Ich hörte daher ohne alle Bedenklichkeit vom Sein oder Nichtsein jener Dinge sprechen und fühlte ohne Schmerz oder Freude, ohne Spott und ohne Schwere die anerzogenen Gedanken von Gott und Unsterblichkeit sich in mir lösen und wankend werden.» In der Bibliothek des Grafen fand er die neuern Philosophen, auch Feuerbach und in Gesprächen mit dem Grafen fertigte er seine neuen Erkenntnisse und verscheuchte die ihm sich entgegenstellenden moralischen Bedenken. Der Graf sagt zu ihm: «Wenn ich denken müsste, dass Sie ohne Gott ein anderer wären als mit Gott, so würde ich nicht das Vertrauen zu Ihnen hegen, das ich wirklich empfinde. Was haben die Zeiten herbeizuführen: Vollkommene Sicherheit von Recht und Ehre bei jedem Glauben und bei jeder Anschauung und zwar nicht nur im Staatsgesetz, sondern auch im persönlichen, vertraulichen Verhalten der Menschen zu einander. Es handelt sich um das Recht, ruhig zu bleiben im Gemüt, was auch die Ergebnisse des Nachdenkens und des Forschens sein mögen.

*) Max Hochdorf, «Zum geistigen Bilde Gottfried Kellers», Amaltheaverlag Zollikon-Zürich, Seite 93.